

Der Pfirsich

Autor(en): **Sallenbach, Heidi**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **63 (1959-1960)**

Heft 12

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-671456>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Liebe. Während ich einen erbitterten Kampf gegen die mörderischen Winden führe, ist meine Nachbarin, welche gesät, mächtig stolz auf ihr Gedeihen; freilich sind sie viel grösser als meine und leuchten blau, auch weniger zudringlich. Manierlich klettern sie an ihren Drähten hinauf, statt Dahlien und Rosen zu umklammern. Aber vielleicht wären die meinen auch mit einem Draht zufrieden, wenn man ihnen einen zur Verfügung stellte?

Unkraut ist also, schliesse ich daraus, alles, was dort wächst, wo es nicht erwünscht ist. Doch woher massen wir Menschen uns das Recht an, zu bestimmen, wo etwas wachsen darf? Der liebe Gott hat ja auch das Unkraut gemacht und ihm seinen Platz angewiesen!

Ja, aber er hat ihm auch weniger Schönheit und Wohlgeruch gegeben, von andern Werten ganz zu schweigen. Hat er das? Was gibt es doch für reizende, zierliche Unkräutlein! Da dieses winzige organgerote Blümlein, und jenes zarte weisse Sternchen. Unscheinbar sind sie schon, aber hässlich? O, nein. Und überhaupt, was ist das für ein ethischer Standpunkt! Aber so sind wir Menschen: den Schönen geben wir jeden Kredit, von den Stiefkindern der Natur wenden wir uns ab. Halten wir es nicht genau gleich mit den Spatzen? Weil sie weder Farbe noch Gesang zu bieten haben, schelten wir sie frech; die graziösen Meisen aber, die ungenierter auf unsern Frühstückstisch steigen und sich das Beste aussuchen, die loben wir für ihre Zutraulichkeit.

So wäre Bescheidenheit ein Fehler, der bestraft wird? Weil das Unkraut sich mit dem harten Kiesgrund begnügt, wird es ausgerissen und auf den Mist geworfen? Aber aber, wo geraten wir da hin...

Man muss es zugeben: es geht um die Macht. Du Kraut, wo du in meinem Garten zu wachsen hast, bestimme ich. Wer brav gedeiht, wo ich ihn hinpflanze, der ist mir lieb. Eigene Initiative wird hier nicht geduldet.

Wie gut, dass es der liebe Gott mit uns Menschen nicht auch so hält! Was für ein geduldiger, grosszügiger Gärtner ist er doch; wie lässt er alles fröhlich nebeneinander wachsen: Schönes und Hässliches, Auffallendes und Unscheinbares, Nützliches und Unnützlich, Anmassendes und Bescheidenes. Darum ist sein Garten so bunt und reich, so unerschöpflich an Ueberraschungen und Geheimnissen, so kurzweilig und so fruchtbar. Ob er uns zum Kraut oder zum Unkraut zählt? Wir werden es vielleicht nie erfahren, und das ist am Ende auch besser.

So, jetzt bin ich fertig. Hübsch und gepflegt sieht mein Garten wieder aus. Aber wenn mir noch länger Zeit geblieben wäre zum Denken, dann hätte ich vielleicht nicht mehr den Mut gehabt, alle Unkräuter so radikal auszurupfen; wollen sie denn nicht auch leben, wo und wie es ihnen am besten gefällt — wie ich? Komm Spatz, du scheuer grauer Geselle mit deinem langweiligen «Schilpschalp», da hast du ein Stücklein Kuchen!

Ich kaufte ihn in Alassio als Pauschalproviant für meine Heimreise auf dem kleinen Markt in der Nähe des Brunnens vom heiligen Franziskus. Leuchtend wie eine Wunderlampe lag er in meiner Hand. «E molto pesante», meinte ich bewundernd zur Verkäuferin. «Sono quattro cento grammi, signora», sang sie zurück, so stolz, als hätte sie ihn selbst gezüchtet. Ich packte meinen Pfirsich mit einer Sorgfalt ein, als wäre er ein Souvenir, ich studierte die Farbskala auf seiner flaumigen Haut, als wäre er ein Renoirgemälde, und ich hütete ihn wie eine Vase aus venezianischem Kristall. Ganze fünf Stunden konnte ich mich nicht von ihm trennen; erst als unser Zug im Mailänder Bahnhof endlos rangierte, beschloss ich, meinen Proviant zu verzehren. Ich bereitete vorsorglich ein Exemplar der «Times» über meinen roten Jupe, griff nach der riesigen Frucht und wurde mir in diesem Moment bewusst, dass mir ein Messer fehle. Ich sass vor dem runden Pfirsich wie vor einer Zauberhöhle, deren Eingang unsichtbar ist; ich drehte ihn um und um, fand aber nirgends eine besonders günstige Angriffsstelle. Schliesslich biss ich entschlossen irgendwo in das makellose Rund, was ich aber zwischen meinen Zähnen ertete, war ein verschwindend kleiner Bruchteil des majestätischen Ganzen. Doch unverzagt zum zweiten Biss!

Der Pfirsich

von Heidi Sallenbach

Natürlich war ich nicht allein im Abteil. Es sass da ein schweizerisches Ehepaar, und besonders die Frau schien nur darauf zu warten, dass etwas passiere, denn die Schienenstränge links und rechts konnten unmöglich ihre Aufmerksamkeit fesseln. Bekanntlich wird es vielen Schweizern nicht bewusst, dass etliche ihrer Landsleute sich gleichzeitig mit ihnen im Ausland befinden könnten, oder aber sie sind voller Vertrauen, ihr seltenes Idiom verstehe bestimmt niemand ausser ihnen. Ich habe in spanischen und in nordischen Grosstädten schweizerische Ehepaare in einer Lautstärke miteinander disputieren hören, als glaubten sie sich in China. «Lueg emal, was die für ein Pfirsich hät», wandte sich also meine Landsmännin an ihren Gatten.

«Hm», war die echt eidgenössische Antwort.

«Du, sonen Pfirsich hani ez aber niene gseh, lueg doch, sie chunt fasch nüd z'gang dermit.» «Hm».

«Du, de isch doch gwüss fasch es Pfund schwer.» «Hm».

Ich senkte mein Gesicht tief über die «Times» und versuchte, mich während des Kauens mit dem Dockerstreik zu befassen, der dort erörtert wurde. Aber ich fühlte hilflos, dass ein mächtiges Lachen in mir hochstieg. Ich sah nun nicht nur die geballte Aufmerksamkeit meiner sämtlichen Mitreisenden erbarmungslos auf mich gerichtet, ich sah plötzlich vor dem innern Auge auch meine ganze Familie, meinen Mann, die Kinder, dazu noch meine stets zum Kichern neigende Schwester alle rund um mich sitzen, und sie alle wussten sich vor Lachen nicht zu fassen. Ja, ich sah sogar mich selbst mir gegenüber dieses Bild geniessen: den Mund, der dem gewaltigen Rund einfach nicht gewachsen war, die rote Frucht auf dem roten Hintergrund des Kleides, meine immer röter anlaufenden Wangen. Ich war noch nicht einmal bis zur Hälfte meines Pfirsichs vorgedrungen. Mir war, ich würde schneller die Erdkugel umwandern, als diesen Segen der Natur aufessen. Der Saft der herrlichen Frucht lief mir längst durch alle Finger, denn ich war entschlossen, auf keinen Fall zu schlürfen, etwas gelbes Fruchtfleisch fühlte ich an meiner Nasenspitze haften, beidseits der Mundwinkel spannte sich vom langsam eintrocknenden Saft die Haut, zwischen jedem Biss musste ich die Tropfen an den Fingern auffangen, denn die «Times» begann sich bereits aufzulösen.

Endlich — die eine Hälfte war vertilgt und damit der Sieg mein. Ich entfernte den Rie-

senkern und verzehrte die zweite Schale mit einer Nonchalance, als wäre sie ein Biscuit. Schliesslich war die Alabasterkugel verschwunden. Ich drückte aufatmend die «Times» zusammen, warf sie nach italienischem Muster auf die Schienen hinaus und wusch mir die Hände. Dann wandte ich mein verlegenheitsglühendes Gesicht zum Fenster hinaus, um in der vorbeistreichenden Abendluft jene Kühle wieder zu gewinnen, die ich vor der Pfirsichepisode genossen hatte. Meine Nachbarn betrachteten mich jetzt wie den Sieger eines Velorennens. Das schweizerische Ehepaar verabschiedete sich in Stresa, einen abwägenden Blick auf meine brünette Erscheinung werfend mit einem «Buona notte, signorina».

«Guet Nacht mitenand», erwiderte ich, vergnügt mein vielstündiges Inkognito lüftend, und meine einzige Rache bestand darin, dass ich schadenfroh lachend in die verdutzten Gesichter guckte, die nun ihrerseits die Farbe eines reifen Pfirsichs annahmen.

Regen, Regen, Regenschnecken ...

von Ernst Kappeler

Das Thema ist nicht gerade besonders appetitlich, und ich hatte eigentlich vor, über etwas viel Schöneres zu schreiben, über meinen Garten nämlich und über die Blumen vor meinem Fenster. Das Wetter schien auch im Augenblick das verwegene Unterfangen zu unterstützen und erlaubte mir, den Stuhl auf den kleinen Vorplatz hinauszustellen und für eine Viertelstunde die blauen Rittersporn und den roten und gelben Mohn zu betrachten.

Aber als ich dann in voller Harmonie mit den Farben und den drei Sonnenstrahlen eben die zwei ersten Sätze beendet hatte, nahte der Unvermeidliche schon wieder von Westen her und warf mir seine ersten Tropfen auf das Blatt. Und zwar nicht etwa vorsichtig und bescheiden, sondern so plump und frech, als erzürnte ihn meine vorwitzige Nase, die ihn, wenigstens für eine Weile,